

//

»Der Baulärm ist wahrhaft grässlich«, ereiferte sich Leopoldine Jellouschek, ohne den Blick von dem monströsen Bauwerk abzuwenden, das sie durch das Fenster ihrer Wohnung erblickte. »Und erst der Dreck die ganze Zeit. Meiner Seel!«

Hieronymus nickte wohlwollend, auch wenn sich sein Mitleid in Grenzen hielt. Die Pläne für die Gestaltung der neuen Ringstraße waren bereits seit 1858 hinlänglich bekannt, genauso wie die Tatsache, dass auf dem freien Platz vor Leopoldine Jellouscheks vierstöckigem Haus zwei Museen errichtet werden sollten. Eines der Kunst, das andere der Natur verschrieben.

»Nur weil Seine Hoheit der Kaiser Platz für Seine Waffen- und Münzsammlung haben will«, fuhr Leopoldine unbeirrt fort, »kann unsereins tagsüber kein Auge mehr zutun.«

»Und für Seine Gemälde«, ergänzte Hieronymus, bereits ein wenig ob der Exzentrik der Dame genervt, die ihn in ihre Wohnung bestellt hatte. Sie wollte einen Auftrag an ihn vergeben, mehr war ihm bisher nicht bekannt. Dass die Dame an seiner Profession als Geisterfotograf, als der er sich in Wien einen Namen gemacht hatte, interessiert war, wagte er allerdings zu bezweifeln.

Leopoldine winkte ab. »Wenn man keinen Platz hat, kann man sich halt nicht so viel zulegen. Kann unsereins ja auch nicht.« Sie schloss die feinen Vorhänge und wandte sich Hieronymus zu, der neben einem ovalen Tisch stand und immer noch darauf wartete, sich setzen zu dürfen.

»Wo sind meine Manieren? Bitte entschuldigen S' vielmals.«

Die Dame wies ihrem Gast einen Platz zu und setzte sich ebenfalls an den Tisch, auf dem neben einer Vase aus Porzellan eine silberne Schatulle stand.

Die braunen Haare hatte die Frau streng hochgesteckt, das weiße Kleid, das sie trug, besaß zu viele Rüschen. Eine hakenförmige Nase dominierte ihr Gesicht. Die knapp über vierzig Lebensjahre hatten

ihre Stirn faltig und den Mund spitz werden lassen, zudem umfing sie ein Hauch von Traurigkeit.

»Also, ich hab Sie kontaktieren lassen, weil –«

In dem Moment betrat das Dienstmädchen den Raum, ein silbernes Tablett in Händen mit einem Kännchen und zwei Tassen darauf, aus denen es dampfte, und näherte sich mit scheppernden Geräuschen.

»Meiner Seel«, entfuhr es Leopoldine. »Jetzt erst kommt das Mensch mit unserem Kaffee daher. Ich bitt' erneut um Entschuldigung.«

Hieronymus wiegelte ab, während die junge Magd das Gedeck auf den Tisch stellte, den Blick geziemlich gesenkt. Fahrig eilte sie wieder aus dem Zimmer.

»Es ist so schwer heutzutage, gutes Personal zu bekommen«, beklagte sich Leopoldine. »Das können S' mir glauben.«

Hieronymus lag es auf der Zunge zu entgegnen, dass gute Dienstherrn wohl ebenso rar gesät waren, aber er verkniff sich den Seitenhieb. Er wollte endlich wissen, warum die Dame ihn hatte kommen lassen.

»Sie fragen sich sicher, warum ich Sie hab kommen lassen?« Leopoldine schien die Gedanken ihres Gastes lesen zu können. »Nun, mir ist so manch Gutes über Sie zu Ohren gekommen. Dass Sie den Dirndlhacker haben dingfest machen können und auch die Sache mit der armen Seele aus dem Narrenturm.«

Hieronymus zollte der Dame mit einem Kopfnicken Respekt. Dass sie von seinen Erfolgen als Ermittler gehört hatte, schmeichelte ihm. »Sie sind gut informiert, Frau Jellouschek.«

»Mein Gatte ist es«, entgegnete sie mit näseler Stimme. »Er ist mindestens ebenso gut vernetzt, wie er allem hinterherjagt, was nicht bei drei auf den Bäumen ist. Aber soll er nur. Hat er sich erst an den jungen Dingen abgegriffen, kommt er immer wieder zurückgekrochen.«

Oder die »jungen Dinger« hören dem Mann einfach zu und beklagen sich nicht in einem fort über Gott und die Welt, kam Hieronymus in den Sinn. Doch auch diesen Gedanken behielt er für sich.

»Also«, begann Leopoldine erneut, gefolgt von einem tiefen Seufzen. Sie hob die silberne Schatulle, die auf dem Tisch stand, zog ein Lichtbild darunter hervor und schob es dem Geisterfotografen hin. Ein Jüngling von vielleicht zwanzig Jahren starrte dem Betrachter entgegen, die Haltung vornehm angespannt, den Blick ernst - und aufgrund der Hakennase seiner Frau Mama wie aus dem Gesicht geschnitten.

Hieronymus sah von dem Foto auf.

»Das ist der Severin, mein kleiner -« Leopoldine brach ab, die Stimme brüchig. Sie trank einen Schluck Kaffee, der ihr sichtlich wohltat. »Der Severin ist mein einziges Kind. Er ist ein lieber Bub. Manchmal vielleicht zu leichtgläubig und zu verträumt. Aber dafür hat er ein großes Herz.«

Nach dieser Vorstellung war Hieronymus tatsächlich gespannt darauf, was es mit dem Sprössling auf sich hatte. Ein uneheliches Kind? Diebstahl? Mord?

»Er hat sich unglücklich verscharmiert² und ist seit mehreren Tagen nicht mehr nach Hause gekommen.« Nun lief Leopoldine eine Träne über die Wange.

Hieronymus atmete tief durch. Doch etwas so »Dramatisches«, dachte er mit einem inneren Schmunzeln. Vermutlich ertränkte der Jüngling irgendwo seinen Liebeskummer. Oder ließ sich von Bierhäuslmenschern³ vorgaukeln, was für ein Don Juan er nicht sei. Letzteres würde zwar um einiges kostspieliger werden, sofern sich der Bub jedoch nicht mit der Franzosenkrankheit ansteckte, sollte es ebenso harmlos sein wie die erste Möglichkeit.

»Ich traue keinem anderen zu, ihn ausfindig zu machen.«

»Sie schmeicheln mir«, gab Hieronymus zu verstehen. »Aber ich bin weder ein Polizeiagent noch ein Detektiv.«

Leopoldine gab sich unbeirrt. »Das macht nichts.«

Sie öffnete die Schatulle, holte ein ledernes Säckchen hervor und legte es neben das Lichtbild. »Einhundert Gulden jetzt, noch einmal so viel, wenn Sie mir Severin gesund wiederbringen.«

Die Dame schien Hieronymus' Überraschung bemerkt zu haben und fügte erklärend hinzu: »Mein Gemahl wird es verschmerzen. So trägt er zumindest auch einmal etwas zum Familienglück bei.«

Hieronymus haderte für einen Augenblick mit sich, ob er den Auftrag annehmen sollte, fragte sich jedoch beinahe im selben Atemzug, ob er noch bei Sinnen war – ein solch lukratives und vor allen Dingen ungefährliches Angebot lehnte man nicht ohne Weiteres ab.

»Ich werde mein Möglichstes tun, um Ihren Filius zu finden, gnä' Frau«, gab er sich galant und ließ dabei das Säckchen in die Tasche seines dunkelbraunen Raglanmantels verschwinden. »Die Fotografie darf ich doch mitnehmen?«

Zum ersten Mal umspielte ein Lächeln das ansonsten stets mürrische Gesicht der Dame. »Natürlich, Herr Holstein. Ich dank Ihnen von ganzem Herzen.« Dann wurde sie todernst. »Es fehlt zudem etwas vom silbernen Besteck. Ich hatte zuerst unser Serviermensch in Verdacht, aber so dumm ist sie wohl doch nicht. Sie verstehen?«

Hieronymus verstand. Wilde Zeiten wollten finanziert werden – und insbesondere die Nächte konnten teuer werden. »Seien Sie meiner Diskretion versichert. Haben Sie einen Anhaltspunkt für mich, wo ich beginnen könnte? Eine favorisierte Restauration? Ein Lokal?«

»In den Sabelkeller ging der Severin gern. Kennen S' den?«
Hieronymus lächelte wissend.

² Verliebt.

³ Wienerisch: Sexarbeiterin.

III

Der Fotograf stand vor dem vierstöckigen Haus in der Babenbergerstraße und sah auf seine Taschenuhr. Zwei Uhr Nachmittag. Der Sabelkeller hatte mit Sicherheit bereits geöffnet.

Die Baustelle des neuen Museums hinter sich lassend machte sich Hieronymus auf den Weg. Er durchschritt das Burgtor und überquerte den Neuen Paradeplatz, wo einst die Stadtbefestigung emporgeragt hatte, die jedoch von Napoleons Truppen 1809 gesprengt worden war. Sein Weg führte ihn an der k.k. Hofzuckerbäckerei Demel vorbei, die diesen Titel erst zwei Jahre zuvor verliehen bekommen hatte, und am Café Central, das ihm beim Gedanken daran, was hier erst vor wenigen Monaten seinen Ausgang genommen hatte, einen kalten Schauer über den Rücken laufen ließ.

Schließlich bog er in die Färbergasse ein, ein dunkles, schmales Gässchen, in dem das Haus »Zum roten Säbel« lag. Dessen Innereien beherbergten in tiefen Gewölben die Kellerschenke, die nicht nur wegen ihrer Wandmalereien bekannt war, sondern auch weil sie vorgab, dass der liebe Augustin dereinst regelmäßig dort aufgetreten war.

Je weiter Hieronymus die Stufen in den Keller hinabstieg, desto stärker wurde der Geruch nach feuchtem Moder, nach Tabakswaden und abgestandenem Wein. Auch das Lachen und Grölen der Gäste wurde mit jedem Schritt lauter, manch herzhaft geschmetterter Satz bestand jedoch nur mehr aus einer Aneinanderreihung von Vokalen.

Hinter der Schank stand ein grobschlächtiger Mann, das Antlitz verschwitzt, die Nase grobporig und gerötet. Den Fetzen, mit dem er die Theke reinigte, verwendete er auch zum Auswischen der Krüge sowie zum Abwischen seiner schweißnassen Stirn.

Hieronymus legte das Lichtbild auf die Theke, daneben eine silberne Zehn-Kreuzer-Münze. Der Wirt blähte die Nüstern, als hätte er die Witterung aufgenommen.